

Unverkäufliche Leseprobe aus:

P. C. Cast und Kristin Cast
House of Night
Verloren

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Eins

Lenobia

Lenobia schlief so unruhig, dass dem vertrauten Traum eine nie gekannte Intensität anhaftete. Von Anfang an schien er den ätherischen Raum der Spiegelungen und Phantasien des Unbewussten zu überschreiten und etwas schmerzlich Reales zu erlangen.

Es begann mit einer Erinnerung. Die Jahrzehnte, ja Jahrhunderte fielen von ihr ab. Sie war wieder jung und naiv und stand im Laderaum des Schiffes, das sie von Frankreich nach Amerika brachte – von einer Welt in eine andere. Auf dieser Reise hatte sie Martin kennengelernt, den Mann, von dem sie sich gewünscht hätte, er möge sie ein Leben lang als Gemahl begleiten. Doch dann war er viel zu jung gestorben und hatte ihre Liebe mit sich ins Grab genommen.

In ihrem Traum spürte Lenobia wieder das sanfte Rollen des Schiffs und roch die Pferde, das Heu, den Ozean, die Fische – und Martin. Martin, auf immer und ewig. Er stand vor ihr und sah sie mit seinen olivfarbenen Augen an, in denen ein Hauch von Bern-

stein und viel Sorge lag. Sie hatte ihm soeben eröffnet, dass sie ihn liebte.

»*Es ist unmöglich.*« Noch einmal lief die Erinnerung in ihrem Traum ab. Martin streckte die Hand nach ihrer aus, nahm sie und hob sie sacht an. Dann hob er seinen eigenen Arm dicht daneben, Seite an Seite. »*Siehst du ihn, den Unterschied?*«

Der träumenden Lenobia entfuhr ein leiser, gepeinigter Laut. Der Klang seiner Stimme! Dieser unverwechselbare kreolische Akzent – tief, sinnlich, unvergleichlich. Der bittersüße Klang seiner Stimme und dieser wunderschöne Akzent waren der Grund, warum sie seit über zweihundert Jahren New Orleans nicht mehr betreten hatte.

»*Nein*«, hatte die junge Lenobia geantwortet, während sie die beiden Arme betrachtete – seinen braunen und ihren weißen –, die sich aneinanderpressten. »*Ich sehe nur dich.*«

In ihrem tiefen Schlaf warf sich Lenobia, Pferdeherin des House of Night von Tulsa, unruhig hin und her, als versuchte ihr Körper, ihren Geist zum Aufwachen zu bewegen. Doch in dieser Nacht gehorchte ihr Geist nicht. In dieser Nacht regierten die Träume und das, was hätte sein können.

Ihre Erinnerungen machten einen Sprung zu einer neuen Szene, noch immer war sie im Laderaum desselben Schiffes, noch immer mit Martin zusammen, doch Tage später. Er hielt ihr eine lange Lederschnur

mit einem kleinen, saphirblau gefärbten Lederbeutel hin. »*Der gris-gris wird dich beschützen, chérie*«, sagte er, während er ihn ihr über den Kopf streifte.

Einen Herzschlag lang wankte die Erinnerung, und die Zeit wurde um ein Jahrhundert weiterkatapultiert. Eine ältere, klügere, zynischere Lenobia strich zärtlich über den brüchigen Lederbeutel in ihrer Hand. Dieser riss auf, und sein Inhalt – dreizehn Dinge, genau wie Martin gesagt hatte – fiel heraus. Die meisten waren im Lauf der hundert Jahre, in denen sie den Talisman getragen hatte, unkenntlich geworden. Lenobia erinnerte sich noch an einen Hauch von Wacholder, daran, wie weich sich der kleine Lehmbröckchen angefühlt hatte, ehe er zu Staub zerfiel, und an die winzige Taubfeder, die sich unter ihren Fingern auflöste. Doch am besten erinnerte sie sich noch an das unbeschreibliche Glücksgefühl, das sie überkommen hatte, als sie mitten zwischen den zerfallenden Überbleibseln von Martins Liebe und Fürsorge etwas entdeckte, dem der Zahn der Zeit nichts anhaben können. Einen Ring – einen goldenen Reif mit einem herzförmigen, von winzigen Diamanten umrahmten Smaragd.

»*Das Herz deiner Mutter – dein Herz – mein Herz*«, hatte sie geflüstert und ihn sich über den Ringfinger gestreift. »*Ich vermisse dich noch immer, Martin. Ich habe dich nie vergessen – wie ich es dir versprochen habe.*«

Und dann schnellte der Traum wieder viele Jahre

zurück, zu Martin, nur waren sie nicht mehr auf See, wo sie sich im Laderaum kennen und lieben gelernt hatten. Diese Erinnerung war finster und schrecklich. Selbst im Traum wusste Lenobia noch das exakte Datum und den genauen Ort: Nouvelle-Orléans, 21. März 1788, nicht lange nach Sonnenuntergang.

Der Stall war in Flammen aufgegangen, und Martin hatte sie hinausgetragen und ihr das Leben gerettet.

»*Oh Gott, Martin! Nein!*«, hatte sie damals geschrien. Nun wimmerte sie nur leise, während sie verzweifelt versuchte aufzuwachen, ehe sie das grausame Ende der Erinnerung noch einmal durchleben musste.

Doch sie erwachte nicht. Stattdessen hörte sie die einzige Liebe ihres Lebens noch einmal die Worte sagen, die ihr vor zweihundert Jahren das Herz gebrochen hatten, und es war, als wäre die Wunde wieder frisch und blutete.

»*Zu spät, chérie. Zu spät für uns in dieser Welt. Aber ich werde dich wiedersehen. Ich verspreche es dir. Meine Liebe bleibt. Meine Liebe für dich, sie wird niemals enden ... Ich finde dich wieder, chérie. Ich schwöre.*«

Und er packte den bösen Menschenmann, der versucht hatte, sie in seine Gewalt zu bringen, und schleppte ihn zurück in den brennenden Stall – womit er ihr ein zweites Mal das Leben rettete. Völlig ver-

krampft und laut schluchzend gelang es Lenobia endlich zu erwachen. Sie setzte sich auf und schob sich mit zitternder Hand das schweißnasse Haar aus dem Gesicht.

Ihr erster Gedanke galt ihrer Stute. Durch ihre telepathische Verbindung zu ihr spürte sie, dass Mujaji erregt, ja der Panik nahe war. »Schhh, meine Schöne. Schlaf wieder ein. Mir geht es gut«, sagte sie laut und vermittelte der schwarzen Stute Ruhe und Sicherheit. Es tat ihr leid, Mujaji beunruhigt zu haben.

Mit gesenktem Kopf drehte sie den Smaragdring wieder und wieder um den Ringfinger. »Sei nicht so närrisch«, redete sie sich fest zu. »Es war nur ein Traum. Alles ist gut. Ich bin nicht mehr dort. Was damals passiert ist, kann mir nicht noch mehr Leid zufügen, als es schon getan hat.« Aber das war eine Selbsttäuschung. *Es gibt noch mehr Leid als das. Falls Martin zurückgekommen ist – wirklich zurückgekommen ist –, dann kann mein Herz noch einmal brechen.* Wieder wollte sich ihr ein Schluchzen entringen, aber sie presste die Lippen fest aufeinander und zwang ihre Gefühle nieder.

Vielleicht ist er ja gar nicht Martin, sagte sie sich rational. Travis Foster, der Mensch, den Neferet angestellt hatte, damit er ihr in den Ställen half, war bestimmt nur eine nette Ablenkung – er und seine riesige, wunderschöne Percheronstute. »Genau das hatte Neferet wohl im Sinn, als sie ihn angestellt hat«, brumm-

te sie. »Mich abzulenken. Und sein Percheron ist nichts als ein kurioser Zufall.«

Sie schloss die Augen, unterdrückte die lange vergangenen Erinnerungen, die in ihr aufstiegen, und wiederholte laut: »Travis ist wahrscheinlich nicht der wiedergeborene Martin. Ich weiß, ich reagiere ungewöhnlich stark auf ihn, aber es ist lange her, dass ich einen Geliebten hatte.« *Und du hattest nie einen menschlichen Geliebten – das hattest du versprochen*, mahnte ihr Gewissen sie. »Es ist wohl an der Zeit, dass ich mir wieder einmal einen Vampyr-Geliebten nehme, und sei es auch nur kurzfristig. *Diese Art Ablenkung ist definitiv gut für mich.*« Sie versuchte, sich damit zu beschäftigen, eine Liste gutaussehender Söhne des Erebos zu erstellen – und sofort wieder zu verwerfen. Vor ihrem inneren Auge standen nicht ihre kräftigen, muskulösen Körper, sondern whiskybraune Augen mit einem Hauch des vertrauten Olivgrüns, die immer zu einem Lächeln bereit waren ...

»Nein!« Sie würde nicht daran denken. Nicht an *ihn* denken.

Aber wenn in Travis vielleicht doch Martins Seele steckt?, flüsterte Lenobias irrender Geist ihr verführerisch zu. *Er hat mir sein Wort gegeben, dass er mich wiederfinden würde. Vielleicht hat er das ja jetzt getan.* »Und was dann?« Sie stand auf und ging rastlos im Zimmer umher. »Ich weiß viel zu gut, wie zerbrechlich die Menschen sind. Sie sterben viel zu leicht,

und heute ist die Welt sogar noch gefährlicher als 1788. Einmal schon hat die Liebe für mich mit Flammen und einem gebrochenen Herzen geendet. Einmal ist genug.« Sie blieb stehen und verbarg das Gesicht in den Händen. Tief in ihr drin wusste sie die Wahrheit, und ihr Herz pumpte diese Erkenntnis mit jedem seiner Schläge in ihren Körper und ihren Geist, wurde real. »Ich bin feige. Wenn Travis nicht Martin ist, wage ich es nicht, mich ihm zu öffnen, weil ich nicht das Risiko eingehen will, noch einmal einen Menschen zu lieben. Und wenn er wirklich Martin ist, kann ich es nicht ertragen, dass ich ihn unweigerlich noch einmal verlieren werde.«

Schwer ließ sie sich in den alten Schaukelstuhl neben ihrem Schlafzimmerfenster fallen. Hier las sie gern, und wenn sie nicht einschlafen konnte, blickte sie durch das ostwärts gerichtete Fenster hinaus auf die Wiese neben den Ställen und beobachtete den Sonnenaufgang. Obwohl ihr die Ironie nicht entging, freute sie sich stets auf das Morgenlicht. Vampyr oder nicht – tief drinnen würde sie immer ein kleines Mädchen bleiben, das Sonnenaufgänge, Pferde und einen großgewachsenen Menschen mit cappuccinofarbener Haut liebte, der vor sehr langer Zeit viel zu jung gestorben war.

Ihre Schultern sackten nach vorn. Seit Jahrzehnten hatte sie nicht mehr so viel an Martin gedacht. Die erneute Erinnerung war ein zweischneidiges Schwert –

einerseits war es wunderschön, sich sein Lächeln, seinen Duft, seine Berührung ins Gedächtnis zu rufen. Andererseits wurde durch sie die Leere spürbarer, die sein Tod hinterlassen hatte. Über zwei Jahrhunderte schon trauerte Lenobia um diese verlorene Gelegenheit, dieses verschwendete Leben.

»Unsere Zukunft verbrannte vor meinen Augen. Vernichtet durch die Flammen des Hasses, der Besessenheit und des Bösen.« Sie schüttelte den Kopf und rieb sich die Augen. Sie musste ihre Gefühle wieder unter Kontrolle bekommen. Auch heute noch brannte das Böse eine Schneise durch alles Gute und Lichte. Sie holte tief Luft und wandte sich einer Sache zu, die immer beruhigend auf sie wirkte, egal wie chaotisch die Welt um sie her war – Pferde, insbesondere Mujaji. Ruhiger als zuvor tastete Lenobia noch einmal nach ihrer Stute – mit jener besonderen Region ihres Geistes, worin sich in dem Augenblick, da sie als sechzehnjähriges Mädchen Gezeichnet worden war, durch Nyx' Berührung ihre Affinität für Pferde manifestiert hatte. Mühelos fand sie Mujaji und hatte sofort ein schlechtes Gewissen, da diese noch immer ihretwegen aufgewühlt schien.

»Schhh«, sprach Lenobia ihr wieder zu, wobei der Laut ihr half, beruhigende Gefühle durch ihr gedankliches Band zu senden. »Ich kann mich nur nicht beherrschen und versinke in dummen Gedanken. Das vergeht wieder, meine Süße, ich verspreche es dir.«